

Sphären, Grenzen und Kontaktzonen

Jurij Lotmans räumliche Kultursemiotik am Beispiel
von Rudyard Kiplings *Plain Tales from the Hills*

MICHAEL C. FRANK

I.

Dass Jurij Lotmans Werk gegenwärtig über die Fächergrenzen hinweg neue Aufmerksamkeit genießt, ist nicht zuletzt auf eine Akzentverschiebung innerhalb der kulturwissenschaftlichen Forschung zurückzuführen, die in jüngeren Publikationen als der *spatial turn* bezeichnet wird.¹ Laut dem Historiker Karl Schlögel, der diese Entwicklung 2003

1 Benannt ist damit einerseits die Beendigung der aus dem 19. Jahrhundert nachwirkenden »Hegemonie« des Historismus durch eine stärkere methodische Gewichtung des Faktors Raum, wie sie unter anderem für die Stadtgeographie (Soja 1989), die Soziologie (Löw 2001) und die Geschichtswissenschaft (Schlögel 2003) eingefordert wurde. Andererseits bezieht sich das Schlagwort auf eine konstruktivistische Neudefinition des Konzepts »Raum« selbst, in Anschluss vor allem an die 1974 erschienene Studie *La Production de l'espace* des französischen Philosophen Henri Lefebvre, wobei diesem zweiten Schritt allerdings nicht alle Ansätze folgen. Vgl. als interdisziplinäre Einführungstexte zu Theorie und Praxis des

mit der Kapitelüberschrift »Spatial turn, endlich« begrüßte (Schlögell 2003: 60-71), bringen derartige Umorientierungen nicht nur eine Wiederentdeckung des lange Übersehenen mit sich, sondern sie führen auch zu einer Neuentdeckung des bisher *anders* Gesehenen. Oder, wie es Schlögell selbst mit dem ihm eigenen Nachdruck formuliert:

»Alles kommt jetzt zur Sprache, was ignoriert oder verschwiegen war, ganze Traditionsstränge laufen nun mit einem Mal zu einem großen Knoten zusammen. Ganze Bibliotheken fallen einem entgegen. Was einmal wie in einem luftleeren Raum und ortlos war, bekommt plötzlich einen Ort, einen Kontext, in dem es sich mit anderem verbindet und potenziert.« (Ebd.: 62)

Auch Lotmans Vorstöße auf dem Gebiet der kulturwissenschaftlichen Raumtheorie können als eine Bestätigung dieser Beobachtung verstanden werden. Während sie heute vielerorts erstmalig zur Kenntnis genommen werden, erscheinen sie dort, wo sie bereits bekannt waren, in neuem Licht. Im Kontext des aktuellen Raum-Booms gewinnen sie den Charakter von Pionierleistungen, die bereits zwanzig Jahre vor Aufkommen des Schlagwortes *spatial turn* die damit bezeichnete Neuausrichtung des Forschungsinteresses antizipierten. So kommt Lotman nicht nur in Beiträgen zu theoretisch-methodischen Ansatzpunkten für eine raumbezogene Textanalyse zentrale Stellung zu (Sasse 2009: 233f.; Frank 2009), sondern auch in einer Anthologie raumtheoretischer Grundlagentexte, in der er als einziger ausgewiesener Literaturwissenschaftler vertreten ist (Dünne/Günzel 2006: 529-545).

Erfahrungsgemäß erweisen sich im Zuge transdisziplinärer Wendungen besonders solche Ansätze als durchsetzungskräftig, die ohne größeren Reibungsverlust aus ihrem ursprünglichen disziplinären Umfeld herausgelöst und in einen neuen Zusammenhang eingegliedert werden können – Ansätze also, die nicht zu eng an einen spezifischen Fachdiskurs gebunden sind. Dass Lotmans Überlegungen zum Raum derzeit auf dem besten Wege sind, zu einer *traveling theory* zu avancieren – wie Edward Said einst Nationen-, Epochen- und Disziplinengrenzen überschreitende Theorieansätze titulierte (vgl. Said 1983) –, liegt in ihrem weitreichenden kulturwissenschaftlichen Interesse begründet, das sich nie mit einem rein textanalytischen Erkenntnisanspruch

spatial turn Bachmann-Medick 2006 sowie Döring/Thielmann 2008; vgl. ferner Warf/Arias 2008.

zufrieden gibt. So umfasst das Spektrum der Lotman'schen Perspektiven neben einem engeren erzähltheoretischen Fokus auf die narrative Funktion des »künstlerischen Raums« (Lotman 1968/1974; 1970/1993) auch einen breiten kultursemiotischen Ansatz, der bereits in dem Aufsatz »Zur Metasprache typologischer Kultur-Beschreibungen« von 1969/1974 angedeutet ist. In den späten Essays und Buchkapiteln zur Semiosphäre versucht Lotman schließlich nicht weniger, als den »semiotischen Raum« in seiner universellen Gesamtheit zu erfassen, als analoge Erscheinung zur Biosphäre, insbesondere aber in seiner partikularen Manifestationsform als konkreter »Kulturraum« (Lotman 1984/1990; 1990: 121-214). Trotz dieser unterschiedlichen Schwerpunkte wäre es irreführend, in Lotmans Werk kategorisch zwischen einer narratologischen und einer kultursemiotischen Perspektive zu unterscheiden, da sich beide von Beginn an überlagern: Lotmans Erzähltheorie ist eine Kulturtheorie, die in narrativen Strukturen Kulturmodelle erkennt, und umgekehrt ist seine Kulturtheorie eine Text-, Erzähl- und Übersetzungstheorie. Lediglich der Hauptakzent wird zwischen den einzelnen Studien verschoben.

Eine Konstante in Lotmans raumbezogenen Schriften ist die zentrale Bedeutung, die der Autor jeweils dem Konzept der Grenze zukommen lässt. Ganz gleich ob Lotman den künstlerischen oder den Kulturraum beschreibt, stets bilden Grenzsetzungen und -überschreitungen den entscheidenden Ausgangspunkt seiner Reflexionen. In meinen Augen ist es nicht zuletzt diese Tatsache, die Lotmans räumlichem Denken heute – in Schlögels Sinne – einen »Kontext« gibt, »in dem es sich mit anderem verbindet und potenziert«. Mitte der 1990er Jahre deutete eine Reihe von Sammelbänden auf ein verstärktes transdisziplinäres Interesse am Thema der Grenze hin.² Unter anderem hierauf verwies der Historiker Jürgen Osterhammel, als er 1998 – in eher deskriptiver als programmatischer Absicht – die inzwischen viel strapazierte Formel von der »Wiederkehr des Raumes« prägte (Osterhammel 1998). Insbesondere im Feld der heute sogenannten *post-colonial studies* lassen sich verschiedene Überschneidungen mit Lotmans räumlichen Konzepten beobachten: Ein eher statischer Grenz-begriff, wie er noch bei Edward Said zu finden war, wich in den 1980er und frühen 1990er Jahren zunehmend einem dynamischeren,

2 Vgl. u. a. Henderson 1995; Faber/Naumann 1997; Benthien/Krüger-Fürhoff 1999; Görner/Kirkbright 1999.

die scharfe Grenzlinie wurde ausgedehnt und aufgeweicht zum Zwischen- und Übergangsraum der »contact zone« (Pratt 1992). Ähnliches lässt sich analog dazu auch bei Lotman beobachten, wie im vorliegenden Beitrag gezeigt werden soll. Die folgende Neulektüre von Lotmans räumlicher Kultursemiotik vor dem Hintergrund verwandter Ansätze in Literaturtheorie und Humangeographie dient dabei nicht allein der Demonstration wissenschaftshistorischer Korrespondenzen. Vielmehr geht es darum, die spezifischen Potentiale der Lotman'schen Theorie auszuloten und sie in einer exemplarischen Lektüre zu erproben. Lotmans Grenzkonzept, so die Ausgangsbeobachtung, oszilliert zwischen dem Modell der Trennlinie und dem des Übergangsraums, wobei letzterer Grenztyp in den Schriften zur Semiosphäre unter anderem mit Verweis auf Imperien erläutert wird. Dementsprechend hilfreich ist das Konzept für die Lektüre von Literatur aus kolonialen und postkolonialen Kontexten. Anhand eines literarischen Werks aus der Zeit des Hochimperialismus, Rudyard Kiplings indischer Erzählung »Beyond the Pale« (aus der 1888 veröffentlichten Sammlung *Plain Tales from the Hills*), wird dies abschließend illustriert.

II.

Allen sonstigen Differenzen zum Trotz teilen Lotmans raumtheoretische Überlegungen eine anthropologische Grundannahme:³ Da sich dem Menschen die Welt in erster Linie visuell erschließe, habe er eine Präferenz für räumliche Modelle (vgl. Lotman 1970/1993: 312), die primär ikonischer Natur und deshalb nicht auf Versprachlichung angewiesen seien (vgl. Lotman 1990: 203); dabei werde die Raumwahrnehmung durch die spezifische Beschaffenheit des menschlichen Körpers bestimmt (vgl. ebd. 132f.). An diesem Punkt argumentiert Lotman ganz ähnlich wie der chinesisch-amerikanische Geograph Yi-Fu Tuan in seinem 1973 erschienenen Klassiker der Humangeographie

3 Das folgende Kapitel überschneidet sich in Teilen mit den Lotman-bezogenen Passagen in Frank 2009. Der vorliegende Beitrag stellt gewissermaßen eine Fortsetzung der dort angestellten allgemeinen theoretischen Überlegungen dar. Im Folgenden wird es darum gehen, Lotmans Grenzkonzept(e) historisch zu konkretisieren – vor allem am Beispiel von Imperien, wie sie der Semiosphären-Essay von 1984 anführt.

Space and Place. The Perspective of Experience, demzufolge Faktoren wie die aufrechte Körperhaltung, die Position der Augen und andere Eigenschaften der menschlichen Anatomie für die binäre Strukturierung des Raumes in »vertikal/horizontal«, »rechts/links«, »vorne/hinten« usw. verantwortlich sind (vgl. Tuan 1973/1977: 34-50). Wie sowohl Tuan als auch Lotman feststellen, dient dieses vom Menschen auf den realen Raum projizierte Strukturmuster in allen Kulturen zum »Aufbau von Kulturmodellen mit keineswegs räumlichen Inhalt« (Lotman 1970/1993: 313). Die räumlichen Relationen zwischen Objekten werden zur Basis für die Darstellung nicht-räumlicher Relationen, wenn zum Beispiel »hoch/niedrig« mit »gut/schlecht« oder »nah/fern« mit »eigen/fremd« gleichgesetzt wird. Während es sich bei dem Rekurs auf räumliche Modelle an sich um eine anthropologische Konstante handelt, ist die nicht-räumliche Bedeutung (und Wertung), mit der diese Modelle jeweils aufgeladen werden, kulturspezifisch – dies ist für Lotman der entscheidende Punkt (vgl. ebd.).

Lotman begnügt sich folglich von vornherein nicht damit, räumliche Modelle in ihrer strukturbildenden Wirkung in literarischen Texten zu analysieren, sondern bringt den »künstlerischen Raum« mit dem durch ihn zum Ausdruck kommenden kulturell geprägten »Weltbild« in Zusammenhang (vgl. ebd.). Räumliche Strukturen in der Literatur vermitteln demnach einen Einblick in die Art und Weise, wie die dazugehörige Kultur die ›Welt‹ konstruiert. Unabdingbar ist in diesem Zusammenhang, zwischen der von Lotman selbst verwendeten wissenschaftlichen Beschreibungssprache und der Objektsprache der behandelten Texte zu unterscheiden. Für seine Metasprache bedient sich Lotman bei der Topologie, einer mathematischen Disziplin, die, wie er ausführt, »die Eigenschaften der Räume untersucht, die sich bei homöomorphen Transformationen nicht verändern« (Lotman 1969/1974: 343). In den Worten Stephan Günzels geht es der Topologie »kurz gesagt darum, die Entsprechungen im Verschiedenen zu beschreiben oder um die Identifikation einander ähnlicher Strukturen« (Günzel 2007: 21). Ziel des Lotman'schen Ansatzes ist es dementsprechend, aus zahlreichen konkreten, untereinander stark differierenden topographischen Ausformungen eines bestimmten kulturellen Weltbildes einen in topologischer Hinsicht konstanten »kulturellen Text« herauszudestillieren, als das »abstrakteste Wirklichkeitsmodell« der untersuchten Kultur (Lotman 1969/1974: 343). Zwischen der räumlichen Struktur des Weltbildes in seinen diversen Manifestationen und den

räumlichen Modellen der Metasprache besteht dabei eine »homöomorphe Beziehung« (ebd.: 344f.). Während die dargestellte Wirklichkeit bezüglich ihrer spezifischen topographischen Beschaffenheit in einzelnen Beispieltexten stark variieren kann, bleiben die grundlegenden, topologisch beschreibbaren räumlichen Relationen identisch. Jeder Text eines Kulturtyps basiert so gesehen auf derselben Grundstruktur – demselben »kulturellen Text«, wie der Semiotiker Lotman sagt.

Zu den von Lotman erwähnten metasprachlichen Modellen gehört an vorderster Stelle die topologische Figur der Grenze. Sie kann auf ganz unterschiedliche Weise literarisch realisiert werden, auch ohne dass sie in den betreffenden Texten explizit als Grenze zur Sprache kommt. Lotmans gesamtes narratologisches Gerüst baut auf dem Modell der Grenze auf (vgl. Lotman 1970/1993: 327ff.). Im historisch ursprünglichen und theoretisch einfachsten Fall – den Lotman explizit nur als schematischen Ausgangspunkt betrachtet – gliedert die Grenze den Raum des Textes in zwei Teilräume, die jeweils mit einer bestimmten (nicht-räumlichen) Bedeutung versehen werden und danach distinkte semantische Felder darstellen. Diesen semantischen Feldern wiederum werden jeweils bestimmte Figuren zugeordnet. Während die Grenze zwischen beiden Bereichen grundsätzlich unüberwindbar ist und die Mehrzahl der Figuren dementsprechend unbeweglich bleibt, erhält mindestens eine Figur dennoch die Möglichkeit, von einem Teilraum in den anderen einzutreten. Es ist diese Grenzüberschreitung, die für Lotman ein Ereignis und somit den Anfang aller Handlung konstituiert. Figuren, die innerhalb des ihnen zugewiesenen semantischen Feldes verweilen, gehen gleichsam in diesem Raum auf und werden zum Teil der Kulisse. Fehlen bewegliche Figuren gänzlich, hat der dazugehörige Text rein klassifikatorischen Charakter, wie ein Telefonbuch oder eine Landkarte, wo alles nicht nur seinen Ort *hat*, sondern auch an seinem Ort *bleibt*. Nur durch den räumlichen Wechsel kommt die Dynamik des Plots, eine Handlung – oder, wie Lotman sagt, ein Sujet – zustande.

Im vorliegenden Zusammenhang mag diese kurze Skizze des (bereits vor dem *spatial turn* klassisch gewordenen) erzähltheoretischen Ansatzes Lotmans genügen. Betont werden sollte allerdings noch die manchmal übersehene Tatsache, dass Lotman nicht den Anspruch erhebt, literarische Sujets in ihrer vielschichtigen Gesamtheit abbilden zu können. Sein Modell beschreibt die aller Handlung zugrunde lie-

gende, abstrakte Struktur eines Weltbildes; und, wie Lotman wiederholt hervorhebt, wird diese Struktur von sujethaften Texten tendenziell *unterlaufen*. Sujethafte Texte stellen insofern selbst eine Grenzüberschreitung dar, als in ihnen »gerade das, was die sujetlose Struktur als unmöglich behauptet, [...] den Inhalt des Sujets aus[macht]«, was nichts anderes bedeutet als dass das Sujet »ein ›revolutionäres Element‹ im Verhältnis zum ›Weltbild‹ [ist]« (Lotman 1970/1993: 339). Oder, mit einer früheren Formulierung Lotmans gesprochen: »Das *Sujet-Schema* entsteht als Kampf mit der Konstruktion der Welt« (Lotman 1969/1974: 359). Lotman betont also das de-konstruktive Verhältnis des Textes zur dominierenden binären Konstruktion der Welt sowie das transformative Potential der Grenzüberschreitung.

Insgesamt ergibt sich dadurch das Bild einer ambivalenten Beziehung zwischen dem sujethaften Text und dem, was als das ›räumliche Imaginäre‹ der dazugehörigen Kultur bezeichnet werden kann. Indem sie zwei getrennte Sphären miteinander in Berührung bringt, macht die bewegliche Figur einerseits die dem jeweiligen Weltbild entsprechend gezogene Grenze sichtbar, während sie die Grenzziehung andererseits in Frage stellt. Sie setzt sich über die vorgegebene Raumteilung hinweg und fordert so die Ordnung heraus. Auf diese Weise wird die Grenze zwar literarisch inszeniert, aber zugleich als Konstrukt entlarvt. Denn sie ist eben nicht naturwüchsig, wie die organozistische Metaphorik des späteren Lotman zu suggerieren scheint, sondern eine – prekäre – kulturelle Setzung. Bereits Michel Foucault beschrieb kulturelle Grenzziehungen im Vorwort zur Erstausgabe von *Wahnsinn und Gesellschaft* als Gründungsakte, die einer Kultur überhaupt erst räumliche Kontur und mithin Konkretetheit verleihen, was er unter anderem unter Verweis auf die »Trennungslinie« zwischen Okzident und Orient verdeutlichte (Foucault 1961/1995: 10). »Every culture begins by dividing its world into ›its own‹ internal space and ›their‹ external space« (Lotman 1990: 131), schreibt Lotman entsprechend in *Universe of the Mind*. Benannt ist damit genau jene Praxis, für die Edward Said den Begriff der ›imaginativen Geographie‹ prägte. In *Orientalism* spricht Said – in ganz ähnlichen Worten wie Lotman – von »[the] universal practice of designating in one's mind a familiar space which is ›ours‹ and an unfamiliar space beyond ›ours‹ which is ›theirs‹« (Said 1978/1995: 54). Individuen wie Kollektive festigten ihre Identität, »by dramatizing the distance and difference between what is close [...] and what is far away« (ebd.: 55). Durch diese Überakzentuierung von Dis-

tanz und Differenz (bei ihrer gleichzeitigen Kopplung) schafft imaginative Geographie *real-and-imagined places*, wie man mit einem Begriff Edward Sojas sagen kann (vgl. Soja 1996: 136-139, hier 137): Die vorgestellten Raumverhältnisse legen sich über die real erfahrenen Orte, wobei der andere Raum mit nicht-räumlichen Differenzattributen (kultureller, nationaler, sozialer oder anderer Art) versehen wird.

Bei der Hervorbringung derart semantisierter Räume spielen literarische Texte eine entscheidende Rolle. Zwar ist der ›Orient‹ für Said in erster Linie das Produkt aller für diesen Gegenstand zuständigen wissenschaftlichen Disziplinen (die er unter dem Label ›Orientalismus‹ zusammenfasst), Sais Studie unterstreicht jedoch ausdrücklich auch den Beitrag nicht-akademischer Literatur zur Etablierung orientalistischer Raumimaginationen (vgl. z. B. Said 1978/1995: 99). Lotmans Ansatz, der stellenweise den Anschein erweckt, Literatur verhalte sich weitgehend passiv gegenüber einem kulturell geprägten räumlichen Imaginären, an dem sie sich – in affirmativer oder subversiver Weise – orientiere, sollte meines Erachtens um diesen Aspekt ergänzt werden. In anderer Hinsicht kann er dafür seinerseits als Korrektiv des Said'schen Ansatzes dienen. Sais *Orientalism* nämlich steht ganz im Zeichen der Kontinuität (vgl. Frank 2006: 34-37); im Westen ist demnach in immer anderen Texten und Kontexten die immer gleiche Grenze gezogen worden, was Sais Studie den Vorwurf einbrachte, »unhistorisch und statisch« zu sein (vgl. Osterhammel 1997: 602). Said vertritt einen deterministischen Ansatz: Nachdem sich der Orientalismus im späten 18. Jahrhundert zu einem kolonialen Diskurs verfestigt habe, sei im Westen ein Schreiben außerhalb dieses Diskurses nicht mehr möglich gewesen; niemand (so Said wörtlich) habe sich von den diskursiven Begrenzungen des Denkens freimachen können (vgl. Said 1978/1995: 3). In Lotmans Begrifflichkeit würde dies bedeuten, dass alle seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert im Westen entstandenen Texte über den Orient klassifikatorischen Charakter hatten, sie also das koloniale Weltbild ungebrochen widerspiegeln. Lotmans raumbezogene Erzähltheorie betont im Gegensatz dazu die Kultur- und Epochenspezifika kultureller Konstruktionen der Wirklichkeit, die sie in ihrem historischen Wechsel lesbar macht. Zudem stellt Lotman, wie angedeutet, gerade die Herausforderung etablierter Weltbilder durch literarische Grenzüberschreitungen in den Vordergrund. Der extreme schematische Reduktionismus der Lotman'schen Erzähltheorie kann hierbei allerdings zu einem Problem werden: Auf-

grund seiner starken Konzentration auf die Grenze *zwischen* verschiedenen Teilräumen vernachlässigt Lotman Binnengrenzen *innerhalb* semantischer Felder ebenso wie deren Stratifikation durch Hierarchien. Darüber hinaus beschränkt er Bewegung auf nur eine einzelne Figur, während die Teilräume in seinem Modell ansonsten hermetisch voneinander abgeriegelt bleiben. Vor allem letzterer Aspekt erscheint im Hinblick auf aktuelle Konzepte von Begegnungs- und hybriden Räumen, *contact zones* und *third spaces*, als unzureichend. Ihn hat Lotman in seinen Schriften zur Semiosphäre jedoch entscheidend modifiziert.

III.

Wie die Anglistin Monika Fludernik in ihren »Topologischen Etuden« zur Grenze betont – erstaunlicherweise, ohne Bezug auf Lotman zu nehmen –, kann die Grenze nicht nur als »Trennlinie« konzeptualisiert werden, sondern auch als »Grenzbereich, eine *Zone*« (Fludernik 1999: 99). Als Grenzgänger ist dann sowohl jemand zu verstehen, »der eine [...] Grenze *überschreitet*, wie auch jemand, der sich auf der *Grenzlinie* bzw. im *Grenzbereich* bewegt« (ebd.). Innerhalb der postkolonialen Theorie lässt sich für die 1980er und frühen 1990er Jahre eine entsprechende Akzentverschiebung konstatieren. Während die vielfach imitierte Said'sche Art der Diskursgeschichte eine scharfe Trennlinie zwischen Europa und seinem Anderen postulierte, zeigten andere Ansätze, dass derartige Abgrenzungen keine eindeutigen Identitäten und Alteritäten erzeugen, sondern dass sie das Andere *ex negativo* mit in das Eigene »einschreiben«. Homi Bhabhas Hybriditätskonzept (vgl. Bhabha 1994) beispielsweise lässt sich in diesem Sinne als eine »De-konstruktion des Reinen« verstehen (Zapf 2002; vgl. Frank 2008: 70). In wiederum anderen Ansätzen wurde die Ebene diskursiver Konstruktionen verlassen. Der Blick richtete sich verstärkt auch auf die materielle Ebene physischer Kontakte, Vernetzungen und Austauschprozesse zwischen den Kulturen. So plädierte etwa die Literaturwissenschaftlerin Mary Louise Pratt für eine Neukonzeptualisierung des kolonialen Raums als Feld interkultureller Begegnungen, »the space of colonial encounters, the space in which peoples geographically and historically separated come into contact with each other and establish

ongoing relations, usually involving conditions of coercion, radical inequality, and intractable conflict« (Pratt 1992: 6).⁴

Zu einer ähnlichen Akzentverschiebung kam es parallel dazu in Jurij Lotmans raumbezogener Kultur- und Erzähltheorie. Seinen bisher diskutierten Ansatz, der den separierenden Charakter der Grenze in den Vordergrund stellte, unterzog Lotman dabei einer zumindest partiellen Revision. In »Zur Metasprache typologischer Kultur-Beschreibungen« hatte er noch geschrieben:

»Ein wesentliches Element der räumlichen Metasprache zur Beschreibung der Kultur ist die *Grenze*. Der Charakter der Grenze ist durch die Abmessung des Raumes bedingt, den sie begrenzt (und umgekehrt). Da in den Kultur-Modellen die Kontinuität des Raumes an den Grenzpunkten unterbrochen wird, gehört die Grenze immer nur zu einem Raum, dem inneren oder dem äusseren [*sic*] – und niemals zu beiden gleichzeitig.« (Lotman 1969/1974: 357)

Dagegen heißt es in »Über die Semiosphäre«:

»Ähnlich wie in der Mathematik eine Grenze eine Menge von Punkten genannt wird, die gleichzeitig sowohl zum Außen- als auch zum Innenraum gehören, ist die semiotische Grenze eine Summe von zweisprachigen Übersetzer-»Filtern«, bei deren Passieren der Text in eine andere Sprache (oder andere Sprachen) übersetzt wird, die sich *außerhalb* der gegebenen Semiosphäre befindet.« (Lotman 1984/1990: 290)

4 Diese Neukonzeptualisierung des kolonialen Raums lässt sich allerdings weit über Pratts Buch hinaus bis in die späten 1970er Jahre zurückverfolgen. Bereits 1976 forderte der Schweizer Historiker Urs Bitterli, die Geschichte der europäischen Expansion unter dem Aspekt der »Kulturbegegnung« neu zu schreiben, wobei er – anders als Pratt – verschiedene Formen der Begegnung unterschied: »Kulturberührung«, »Kulturkontakt«, »Kulturzusammenstoß« sowie »Akkulturation und Kulturverflechtung« (Bitterli 1976/1991: 81-179). Seit den 1980er Jahren ist auch in der Literaturwissenschaft vermehrt von »kolonialen Begegnungen« die Rede, wenn die Literaturen des Kolonialismus und Imperialismus zum Gegenstand werden (vgl. z. B. Hulme 1986). Obgleich Pratt es bei der oben zitierten, sehr allgemeinen Definition beließ, hat sich ihr Begriff der *contact zone* durchgesetzt.

Diese Rekonzeptualisierung der Grenze hängt mit dem neuen Ort am Außenrand der Semiosphäre zusammen, den Lotman ihr in seinen späteren Schriften zuweist. Zu verstehen ist der Begriff »Semiosphäre« bekanntlich analog zu Vladimir Vernadskijs Auffassung der Biosphäre. Während Letztere »die Gesamtheit der lebendigen Organismen« bezeichnet (zit. nach ebd.: 289), definiert Lotman die Semiosphäre als »die Gesamtheit aller Zeichenbenutzer, Texte und Kodes einer Kultur« (ebd.: 287); es handelt sich dabei laut Lotman um »jene[n] semiotische[n] Raum, außerhalb dessen die Existenz von Semiosen unmöglich ist« (ebd.: 290). Vor allem drei Merkmale unterscheiden die Semiosphäre von Lotmans früheren Beschreibungen des kulturellen Raums: Nicht nur ist sie – als eine Art Superorganismus – von Binnengrenzen durchzogen, die sie in verschiedene Sub-Semiosphären unterteilt (vgl. Lotman 1990: 138), sondern sie ist auch von einem graduellen Gefälle zwischen Kern und Peripherie geprägt. Die Semiosphäre selbst zeichnet sich durch »innere Organisation« aus, wohingegen ihre äußere Umgebung als eine »nichtorganisierte« wahrgenommen wird (Lotman 1984/1990: 293); dazwischen – vom Zentrum bis zum Rand – finden sich verschiedene Übergangsstufen der Organisation. Zur Peripherie hin, so formuliert es Lotman, wird die Semiosphäre »zunehmend amorpher« (ebd.: 294): Je größer die Entfernung zum Kern, desto geringer der Einfluss der institutionellen Macht, die vom Zentrum aus die Ordnung sichert (und von Lotman eher angedeutet als direkt benannt wird). Darüber hinaus besitzt die Semiosphäre eine durchlässige Außengrenze – dies ist die dritte und vielleicht wichtigste Differenz gegenüber Lotmans älteren Modellen. Die Folge ist eine konzeptuelle Aufwertung der beweglichen Figur, die eine neue Funktion erhält. Befand sie sich nach Lotmans früherem Ansatz noch *außen*, sobald sie die Grenze übertreten hatte, in einem gänzlich vom Inneren abgetrennten Raum, so sieht das Semiosphären-Modell einen Ort *an* der Grenze für sie vor, die als eine Membran metaphorisiert wird (vgl. ebd.: 292). Lotmans Grenzgänger bewegen sich im Zwischenraum, als »Personen, die aufgrund einer besonderen Gabe [...] oder eines besonderen Tätigkeitsmerkmals [...] zu beiden Welten gehören und gleichsam Übersetzer sind« (ebd.). Dementsprechend erscheint die Lotman'sche Grenze nun eher als eine Kontaktzone denn als eine Trennlinie.

Damit einher geht eine unverkennbare Neuausrichtung der von Lotman verwendeten Beschreibungssprache. Im Gegensatz zu *Die*

Struktur literarischer Texte argumentiert der Semiosphären-Essay weniger mathematisch abstrakt als unter Rekurs auf konkretes historisches Anschauungsmaterial, mit dem Lotman das zonale Grenzkonzept illustriert. Doch auch das lineare Grenzkonzept lässt sich grob mit einer bestimmten empirischen Grenzform in Zusammenhang bringen. Hilfreich ist in diesem Zusammenhang Jürgen Osterhammels typologische Unterscheidung dreier Manifestationsformen von Grenzen, wie sie im Laufe der Geschichte zur Ausprägung gekommen sind (vgl. Osterhammel 2001: 209-216). Dem Konzept der Grenze als (fixer) Trennlinie kommt demnach die *nationalstaatliche Territorialgrenze* am nächsten, die eine »Demarkationslinie zwischen zwei im Prinzip ähnlich organisierten politischen Gebilden« darstellt (ebd.: 211). Eine solche Grenzlinie hat eine minimale räumliche Ausdehnung und ist dementsprechend in wenigen Schritten überschreitbar, auch wenn sie sich historisch aus einem »Grenzsaum« (Friedrich Ratzel) entwickelt hat und um sie herum ein »Zwischengürtel« bestehen bleiben kann, an dem »sich politische und ethnische Neubildungen ergeben und mitunter zu Herausforderungen für die beiderseitigen Zentren entwickeln« (ebd.: 212). Dem Konzept der Kontaktzone entsprechen eher die beiden anderen von Osterhammel skizzierten Formen der Grenzziehung. Die *Erschließungsgrenze* (vgl. ebd.: 213ff.) wird paradigmatisch durch die amerikanische *frontier* repräsentiert, welche nach Frederick Jackson Turner als der bewegliche Rand europäischer Siedlungsgebiete im Kontext des neuzeitlichen Kolonialismus zu verstehen ist (vgl. Turner 1893/1962). Ein dritter, älterer Grenztypus reicht in die Antike zurück: die *imperiale Barbarengrenze*, die an der Peripherie von Imperien den Beginn des »Barbarentums« markiert (vgl. Osterhammel 2001: 210f.). Derartige Grenzen lassen sich ähnlich wie die *frontier* nicht auf bloße Trennlinien reduzieren, sondern stellen »Distanzierungszonen zwischen Imperien und ihren Umwelten« dar (ebd.: 211). Genau eine solche Distanzierungszone beschreibt Lotman in seinem Aufsatz zur Semiosphäre:

»Alle großen Reiche, die an Nomaden grenzten, an die »Steppe« oder an die »Barbaren«, siedelten an ihren Grenzen Stämme eben dieser Nomaden oder »Barbaren« an, die sie zum Schutz der Grenze in Dienst genommen hatten. Diese Siedlungen bildeten Zonen kultureller Zweisprachigkeit, die semiotische Kontakte zwischen den beiden Welten ermöglichten.« (Lotman 1984/1990: 292)

Es ist augenfällig, dass Lotman wiederholt das Beispiel von Imperien anführt, wenn es darum geht, die verschiedenen Funktionen der Semiosphären-Außengrenze zu erläutern. Die erste – doppelte – Funktion dieses besiedelten Grenzraums besteht laut Lotman darin, zwar grundsätzlich das Eigene (Innere) vom Fremden (Äußeren) zu trennen, dabei für einige Elemente aber doch durchlässig zu sein. Als »Puffermechanismus« sichert die Grenzzone so einerseits eine »Beschränkung des Eindringens« (ebd.), während sie andererseits – als eine Art Übertragungsmechanismus – für »die Filtration der äußeren Mitteilungen und ihre Übersetzung in die eigene Sprache, ebenso wie auch die Umwandlung äußerer Nicht-Mitteilungen in Mitteilungen, d. h. die Semiotisierung des von außen Hereindringenden und dessen Verwandlung in Information« verantwortlich ist (ebd.). An dieser Stelle deutet sich an, warum die imperiale Barbarengrenze für Lotman den paradigmatischen Fall einer Semiosphären-Außengrenze darstellt. Der lautmalersche Begriff ›Barbar‹ bezeichnete ja ursprünglich die Abwesenheit, respektive den fehlerhaften Gebrauch der eigenen (griechischen) Sprache; er definierte die Kulturgrenze im Sinne einer Sprachgrenze, was Lotmans kultursemiotischem Modell entgegenkommt. In seiner erweiterten Bedeutung illustriert ›Barbar‹ darüber hinaus die Vorstellung äußerer Desorganisation, wie sie laut Lotman innerhalb der ›zivilisierten‹ Ordnung der Semiosphäre postuliert wird. Der eigenen Ordnung stellt die Semiosphäre durch die Konstruktion einer imaginativen Geographie ein ›Anderes‹ dieser Ordnung gegenüber. Wo genau dieses ›Anderes‹ beginnt, erscheint dabei nur aus der Perspektive des Kerns (mit seinem Postulat einer klaren Außengrenze) als eindeutig. Denn zwischen Innen und Außen stellt die Peripherie einen diffusen Übergangsraum dar.

Zusätzliches Gewicht erhält die Peripherie durch die Transferleistungen kultureller Übersetzer-Figuren, die das Äußere beständig nach Innen tragen. Sie führen Mischformen herbei, die mit den Normen des Kerns in Konflikt geraten können. Während das Zentrum die Einheit und ›Reinheit‹ von Sprache – im kultursemiotisch weitesten Sinne des Wortes – zu erhalten versucht, bildet der periphere Raum eine Bachtin'sche Redevielfalt aus. Die vom Zentrum mit Macht vertretene, durch Normen gesicherte und institutionell privilegierte »Einheits-sprache« wird dabei (mit Bachtin gesprochen) durch die Mannigfaltigkeit der tatsächlich gesprochenen Sprachen aufgesplittert. In der Semiosphäre wirken demzufolge zwei antagonistische Kräfte, eine

zentripetale (auf Vereinheitlichung und Zentralisierung abzielende) und eine zentrifugale (diversifizierende, dezentralisierende). Durch das Zusammenspiel dieser beiden Kräfte tritt laut Bachtin in der Sprache »Dynamik« neben »Statik« (Bachtin 1934-35/1973: 165). Und selbiges gilt für die Semiosphäre (vgl. Lotman 1990: 134): In den streng regelkonformen Diskursen des Kerns ist keine Innovation mehr möglich; sie stehen für Kontinuität, während die Peripherie für Momente der Diskontinuität – und Erneuerung – sorgt (vgl. Ruhe 2004: 15). Damit ist die zweite Funktion der Semiosphären-Außengrenze angesprochen, die Lotman ebenfalls am Beispiel des Imperiums verdeutlicht. Er erklärt:

»Die Grenze hat noch eine andere Funktion in der Semiosphäre: Sie ist der Bereich beschleunigter semiotischer Prozesse, die immer aktiver an der Peripherie der kulturellen Ökumene verlaufen, um von dort aus in die Kernstrukturen einzudringen und diese zu verdrängen.

Am Beispiel der Geschichte des Alten Rom läßt sich gut eine allgemeinere Gesetzmäßigkeit illustrieren: Ein bestimmter Kulturraum, der sich stürmisch erweitert, zieht äußere Kollektive (Strukturen) in seinen Einflußbereich und verwandelt sie zu seiner Peripherie. Das löst einen stürmischen kultursemiotischen und ökonomischen Wuchs der Peripherie aus, die ihre semiotischen Strukturen ans Zentrum weitergibt, die kulturellen Führungspersönlichkeiten stellt und schließlich die Sphäre des kulturellen Zentrums im direkten Sinne erobert. [...]« (Lotman 1984/1990: 293)

Die Umdeutung der Grenze zum Übergangs- bzw. Begegnungsraum und die dadurch bedingte Aufwertung der beweglichen Figur zur interkulturellen Übersetzerinstanz bringt eine entscheidende Akzentverschiebung mit sich. Im Vordergrund des Lotman'schen Modells steht nun nicht mehr die hartnäckige Wirkungsmächtigkeit kultureller Texte (›Weltbilder‹), sondern die stete Umformung des semiotischen Raumes einer Kultur. Laut Christa Ebert zeichnet sich Lotmans Spätwerk ganz allgemein durch die »Verlagerung des Interesses von der Struktur auf die Bewegung, von der Statik auf die Dynamik« aus (Ebert 2002: 66). Das Konzept der Semiosphäre weist in dieser Hinsicht einige Vorteile gegenüber dem früheren, dualistischen Modell auf (vgl. Mandelker 1994: 390), wenn es diesem auch unübersehbar verpflichtet bleibt. Dennoch ist Lotmans ›Semiosphäre‹ aufgrund ihres Holismus

und Organizismus wiederholt Gegenstand von Kritik geworden.⁵ Die konzeptuellen Begrenzungen der Lotman'schen Raummodelle sind allerdings kein grundsätzliches Argument gegen ihre Verwendung. Die Tatsache, dass sie von Lotman selbst kontinuierlich weiterentwickelt wurden, legt nahe, sie als *offene* Modelle zu verstehen, deren korrigierende Modifikation ganz im Sinne des Urhebers ist.⁶ Zudem bewegen sich Kritiken des Semiosphären-Modells tendenziell rein auf der Ebene der (meta-)theoretischen Reflexion. Der heuristische Wert der Lotman'schen Modelle lässt sich aber nur in praktischen Anwendungen ermesen. Nicht umsonst hat Lotman seine Theoriegebäude stets auf solider literarischer und historischer Materialgrundlage errichtet; er versteht sie unmissverständlich als Werkzeuge für die Literatur- und Kulturanalyse. Im Folgenden sollen ihre Potentiale und Deseiderate dementsprechend an einem konkreten Beispiel erörtert werden.

IV.

1888 wird in Kalkutta unter dem Titel *Plain Tales from the Hills* die erste Kurzgeschichtensammlung des späteren Nobelpreisträgers Rudyard Kipling veröffentlicht. Das Buch besteht zum größten Teil aus Texten, die Kipling in den beiden Jahren zuvor als Redaktionsassistent für die *Civil and Military Gazette* verfasst hat, eine englischsprachige Tageszeitung mit Sitz in Lahore. 1885 war in dieser Zeitung eine anonyme, möglicherweise von Kipling selbst herrührende Rezension erschienen, in der die Dringlichkeit einer genuin anglo-indischen Litera-

5 Während Amy Mandelker Bedenken gegen die im organizistischen Ansatz implizierte Geschlechterlogik anmeldet (vgl. Mandelker 1994: 390ff.), beklagt Vladimir Alexandrov unter anderem Lotmans Wendung von einer *bottom-up*-Betrachtung, die stets vom individuellen Text ausgeht, um zu allgemeinen Schlussfolgerungen zu gelangen, zu einer totalisierenden *top-down*-Perspektive, die verschiedene Texte ungeachtet ihrer Differenzen einer bereits zuvor postulierten Semiosphäre subsumiert (vgl. Alexandrov 2000: 343ff.).

6 Wie auch Cornelia Ruhe anmerkt, ist Lotmans Ansatz gerade deshalb attraktiv, weil er »im Gegensatz zu anderen weniger dogmatischen Charakter besitzt und von größerer systematischer Offenheit ist« (Ruhe 2004: 10).

tur hervorgehoben wurde, für Leserinnen und Leser, »who really know Indian life« (zit. nach Rutherford 1987/2001: xx). Denn, so der Rezensent weiter: »we like to see the story of our lives told by ›one who knows« (ebd.). Wie Andrew Rutherford in seiner Edition der *Plain Tales* betont, ist Kiplings Debütwerk unübersehbar der Versuch, dieses Desiderat zu beheben (vgl. ebd.). Die verschiedenen in den Geschichten verwendeten Erzählerfiguren stellen ihre Vertrautheit mit dem anglo-indischen Leben jeweils demonstrativ zur Schau und nehmen dabei ihr autoritatives Wissen immer wieder zum Anlass, das Dargestellte zu kommentieren und sogar Handlungsanweisungen für die Leserinnen und Leser in die Erzählungen einzustreuen.

Der Titel der Sammlung enthält ein Wortspiel mit programmatischem Charakter. Es nutzt die Doppeldeutigkeit von *plain* als Adjektiv (›einfach‹, ›gewöhnlich‹, ›schlicht‹) und als Substantiv (›Ebene‹, ›Flachland‹), um auf die zugleich räumliche wie kulturelle Segregation zwischen Kolonisatoren und Kolonisierten anzuspielen, die im Verlauf des 19. Jahrhunderts zunehmend an Bedeutung gewann. Als den entscheidendsten Faktor für diese Entwicklung identifiziert die Geschichtsschreibung gewöhnlich den großen indischen Aufstand von 1857. Nach dessen gewaltsamer Niederschlagung übernahm 1858 die britische Krone die Herrschaft über Indien, die bis dahin in den Händen der Britischen Ostindien-Kompanie gelegen hatte; 1877 wurde Königin Victoria in Delhi offiziell zur Kaiserin von Indien proklamiert. In den Vordergrund rückten in der Folgezeit die Kategorien ›Rasse‹ und ›Klasse‹ sowie die damit verbundene Idee des Prestiges, die den Engländern zur Legitimation ihrer imperialen Herrschaft diente und zu einer aggressiveren Abgrenzung führte (vgl. Collingham 2001). Laut Barbara und Thomas Metcalf ist in der »intensification of racial distance« (Metcalf/Metcalf 2002: 99) das dauerhafteste Erbe des großen Aufstandes zu sehen. Es nahm bald sehr konkrete städteplanerische Gestalt an, im Bemühen der Briten, ihren eigenen Lebensraum klar gegenüber demjenigen der indigenen Bevölkerung abzugrenzen. Für Zivilisten entstanden sogenannte *civil lines* (auch als *stations* bekannt), weitflächige, dünn besiedelte Bezirke mit großzügigen Bungalows, breiten Straßen und Grünflächen, die außer Privathäusern eine anglikanische Kirche, Verwaltungsgebäude, ein Polofeld, ein Club-Haus sowie Geschäfte enthielten und so ein soziales Leben nach europäischen Mustern ermöglichten. In den daran angegliederten *cantonments* lebten die Militärs. Beide Distrikte waren unter anderem durch

die Bahngleise von den Wohngebieten der *natives* getrennt. Sie stellten einen Gegenentwurf zu den indischen Stadtkernen mit ihren engen und verwinkelten Gassen dar. Zwischen den *stations* und den *cities* lebten, den ›rassischen‹ und sozialen Hierarchien entsprechend, Eurasier und Bengalen, wie Barbara und Thomas Metcalf am Beispiel Allahabads im Nordosten verdeutlichen (vgl. ebd.: 107f.). Diese können als zweisprachige Übersetzer-Figuren im Lotman'schen Sinne identifiziert werden. Doch auch sonst war die Grenze keineswegs impermeabel, da in den britischen Gebieten (und Privathaushalten) Inder arbeiteten und die Briten ihrerseits durchaus die Altstädte frequentierten. In seinem Buch *Stones of Empire. The Buildings of the Raj* beschreibt Jan Morris die imperiale Stadtplanung Britisch-Indiens dementsprechend zwar als ein »binäres System«, betont aber, dass zumindest die physische Grenze zwischen britischen und indischen Gebieten gegen Ende des Raj zunehmend durchlässig wurde – was ihrer symbolischen Bedeutung freilich keinen Abbruch tat (vgl. Morris 1983/1986: 202-205; vgl. hierzu auch King 1976).

Ähnliches gilt auch für die *hill stations*, auf die sich Kiplings Buchtitel bezieht. Bei diesen am Fuße des Himalaya errichteten Ansiedlungen handelt es sich um ein Spezifikum britischer Kolonialherrschaft in Indien (vgl. Kennedy 1996). Ursprünglich als Sanatorien vorgesehen, die europäischen Rekonvaleszenten einen Schutz vor der Hitze in den Ebenen gewähren sollten, dienten sie schließlich einer gesellschaftlichen Elite – zu der auch Kiplings Eltern zählten – als Sommerresidenz. Die *hill stations* waren kleine britische Oasen, die nicht nur in klimatischer Hinsicht dem Leben im Heimatland nahe kamen: Als Rückzugsorte vor den Einflüssen des fremden Klimas, aber auch der fremden Kultur, untermauerten sie sprichwörtlich die Distanz zwischen Briten und Indern (vgl. King 1976: 156-179; Collingham 2001: 84-86). Zugleich diente Shimla, die bekannteste *hill station*, seit 1865 als sommerlicher Regierungssitz. Während der Hitzeperiode wurde Britisch-Indien von hier – aus gleichsam olympischer Position – geführt (vgl. Kennedy 1996: 1).

Die kulturelle Grenzziehung zwischen Briten und Indern erfolgte mithin nicht nur in horizontaler, sondern auch in vertikaler Richtung, als Rückzug aus der Ebene. Vor diesem Hintergrund erschließt sich die volle Bedeutung von Kiplings Buchtitel. Seine *Plain Tales from the Hills* sind »einfache« Geschichten – angelehnt an diverse, zumeist mündliche Erzählformen wie Märchen und Parabel, aber auch

Schwank und Anekdote –, die aus der Sicherheit und Überlegenheit der »Hügel« einen Panorama-Blick auf das koloniale Indien werfen. Einige der Kurzgeschichten setzen die koloniale Topographie Britisch-Indiens gleich zu Beginn literarisch in Szene. Sie tun dies nicht als klassifikatorische, sondern als sujethafte Texte im Sinne Lotmans; das heißt, sie kartieren zwar ein Weltbild, lassen ihren grenzgehenden Protagonisten dann jedoch in einen Konflikt mit eben diesem Weltbild geraten, was bei Kipling zwischen Tragik und Komik changierende Effekte erzeugt. Kiplings Erzählungen verdeutlichen so die von Lotman beschriebene Differenz zwischen der grundlegenden »semantische[n] Struktur« des Textes und seiner darauf basierenden »Handlung, die stets den Versuch darstellt, diese Struktur zu überwinden« (Lotman 1970/1993: 340), wie beispielhaft die Geschichte »His Chance in Life« zeigt. Ihr Erzähler verwendet auf den ersten drei Seiten gleich sechsmal den Begriff »Borderline« und schreibt das Wort darüber hinaus groß (vgl. Kipling 1888/2001: 59, 60, 61), womit der symbolischen Bedeutung der Grenze zusätzlich Nachdruck verliehen wird. Der erste Absatz sorgt für eine unmissverständliche Semantisierung der durch diese Grenze geschaffenen Teilräume:

»If you go straight away from Levees and Government House Lists, past Trades' Balls – far beyond everything and everybody you ever knew in your respectable life – you cross, in time, the Borderline where the last drop of White blood ends and the full tide of Black sets in.« (Ebd.: 59)

Kiplings Erzähler versieht die Bezirke Station und Stadt einleitend mit verschiedenen Differenzattributen. Wie er unterstreicht, hat die räumliche Grenze zwischen beiden Teilräumen sowohl sozialen als auch »rassischen« Charakter. Sie markiert das Ende des Bereichs, in dem sich die Briten während ihres »anständigen« Lebens bewegen. Dieser Bereich ist durch die Farbe des Blutes definiert (wie es mit einer absurden Metonymie für »rassische« Differenz gesagt wird). Der Einstieg zu »His Chance in Life« liefert damit ein anschauliches Beispiel für die von Edward Said beschriebene Dramatisierung von Distanz und Differenz: Er beschreibt den offensichtlich problemlos zu Fuß zu erreichenden indischen Stadtkern als einen Raum »weit jenseits« der britischen Wohngebiete und lässt den tatsächlichen geographischen Abstand auf diese Weise zu einer gefühlten bzw. vorgestellten Ferne werden. In scheinbarem Widerspruch dazu gibt der Erzähler aber pi-

kanterweise nicht nur sich selbst als einen erfahrenen Besucher des »unanständigen« urbanen Bezirks zu erkennen – er erscheint als ein Eingeweihter, der alles Beschriebene aus eigener Anschauung weiß –, sondern er spricht auch den anglo-indischen Leser als potentiellen Grenzgänger an: »If you go...«. Die vermeintliche Grenzlinie erweist sich dabei eher als ein Grenzraum, der den Briten nicht schlagartig in die Wohngegend »schwarzer« Inder versetzt, sondern zunächst durch einen Zwischenbereich führt, in dem der Anteil »weißen Bluts« graduell abnimmt. Im Vordergrund steht im Rest der Erzählung dementsprechend die »Gemischtrassigkeit« der »Borderline people« (ebd.: 61), die eben nicht *jenseits*, sondern *auf* der Grenze wohnen. Sie stellen, wie anfangs ausdrücklich betont wird, zum einen in »rassischer« Hinsicht eine individuelle, dritte Gruppe dar. Zum anderen verfügen sie über eine eigene, hybride Sprache, »the language of the Borderline – which is part English, part Portuguese, and part Native« (ebd.: 60), sowie über charakteristische Wertvorstellungen, Verhaltensweisen und Bräuche. Als ihr Repräsentant fungiert in Kiplings Erzählung Michele D’Cruze, den mit den »reinrassigen« Briten allenfalls ein Achtel seines Blutes verbindet, das eine Familienlegende voller Stolz auf einen Bahnarbeiter aus Yorkshire zurückführt (vgl. ebd.). Ein einziges Mal darf sich D’Cruze dennoch als vollwertiger Weißer fühlen. In tragikomischer Weise schildert Kipling, wie der Protagonist als Angestellter einer abgelegenen Telegraphenstation kurzfristig über sich hinauswächst und einen anti-britischen Aufstand niederschlägt, wobei er vorübergehend in den Genuss kommt, von indischen Polizisten als *sahib* betrachtet zu werden – nur um nach Eintreffen offizieller britischer Autoritätsfiguren sogleich wieder in die Rolle des Eingeborenen zurückzufallen (»slipping back more and more into the native«; ebd.: 63).

Immer wieder geht es Kipling um derartige potentielle Untermierungen des dualistischen kulturellen Textes. Dem eurasischen Mächtetern-*sahib* D’Cruze aus »His Chance in Life« steht in »Miss Youghal’s Sais« der britische Polizist Strickland gegenüber, der die (aus Sicht des Erzählers) exzentrische Auffassung vertritt, ein Mann seines Amtes müsse so viel Wissen über die *natives* erwerben wie möglich. Dafür ist er sogar bereit, das Tabu des *going native* zu brechen und sich unter Angehörige verschiedener ethnischer Gruppen und Religionen zu mischen, um von ihnen initiiert zu werden (vgl. ebd.: 24f.). Wie der Protagonist Kim aus Kiplings späterem, gleich-

namigem Roman wird Strickland zu einem Chamäleon-artigen Verwandlungskünstler, der sich unter anderem als Fakir verkleidet und auf diese Art einen Mordfall aufklärt (vgl. ebd.: 25). Besondere Bedeutung hat für Kipling das Thema der ›gemischtrassigen‹ Liebe. Gleich drei Erzählungen thematisieren Beziehungen zwischen indischen Frauen und britischen Männern, die zum Leidwesen der Inderin nicht zu einer Heirat führen (»Lispeth«), als uneheliches erotisches Verhältnis in einer Katastrophe enden (»Beyond the Pale«) oder als tatsächlich geschlossene Ehe Ausdruck des sozialen Abstiegs und der Ausgrenzung des betroffenen Briten sind (»To Be Filed for Reference«). All diese Geschichten schlachten die Möglichkeit der Grenzüberschreitung unterhaltsam aus, sind aber sichtlich bemüht, die dadurch entfaltete subversive Kraft in Form eines entsprechenden Endes zu neutralisieren – oder gar mittels einer ausdrücklichen moralischen Lektion in einen didaktischen Nutzen umzumünzen (wobei Kiplings erzählerische Ironie dieser ›Moral der Geschichte‹ zumeist einen schillernden Charakter verleiht).

V.

Die Erzählung, die abschließend etwas genauer betrachtet werden soll, stellt ihre Lektion unmittelbar an den Anfang:

»A man should, whatever happens, keep to his own caste, race, and breed. Let the White go to the White and the Black to the Black. Then, whatever trouble falls is in the ordinary course of things – neither sudden, alien, nor unexpected. This is the story of a man who wilfully stepped beyond the safe limits of decent everyday society, and paid for it heavily.

He knew too much in the first instance; and he saw too much in the second. He took too deep an interest in native life; but he will never do so again.« (Ebd.: 127)

Trejago, der Held von »Beyond the Pale«, überschreitet in gleich zweifacher Weise eine Grenze. Tagsüber geht er in der Station einer respektablen Bürotätigkeit in der Kolonialverwaltung nach und erfüllt seine sozialen Pflichten, indem er in »calling-clothes« schlüpft und den »ladies of the Station« Besuche abstattet (ebd.: 130). Nachts verbirgt er sowohl seine ›rassische‹ als auch seine geschlechtliche Identität.

tät unter einer Burka, »which clothes a man as well as a woman« (ebd.: 129), und pflegt im Herzen der »City« (ebd.: 130) eine heimliche Liebschaft mit der fünfzehnjährigen Hindu-Witwe Bisesa. Seine doppelte Transgression führt den Protagonisten also einerseits von der Station in die Stadt und andererseits jenseits dessen, was sittlich akzeptabel ist, über die Grenzen des guten Geschmacks hinaus. Bereits der idiomatische Ausdruck im Titel der Erzählung gibt eine solche Lesart vor. *Pale* bedeutet wörtlich ›(Zaun-)Pfahl‹. Der Begriff wird, in erweiterter Bedeutung, aber auch im Sinne von ›Zaun‹ und ›Grenze‹ gebraucht, was wiederum seine metaphorische Verwendung für klar umgrenzte Territorien erklärt, die einer fremden Gerichtsbarkeit unterliegen, wie Calais – als *English Pale* – von 1347 bis 1558 oder Teile Irlands zwischen dem späten 12. und dem 16. Jahrhundert:⁷ »[T]he Irish Pale enclosed a felicitous space of English law and order, while lawlessness and savagery held sway beyond the pale« (Kerr 2000: 18). Hierauf zurückgeführt wird der Ausdruck *beyond the pale*, der im *Oxford English Dictionary* mit »outside the limits of acceptable behaviour; unacceptable or improper« erklärt wird.⁸

John McBratney betont zu Recht, dass sich die spezifische Bedeutung des Ausdrucks in Kiplings Erzählung aus den »official Anglo-Indian attitudes toward interracial love« ergibt (McBratney 1990: 118). Mit den historischen Studien von Kenneth Ballhatchet (1980) und Ronald Hyam (1990) liegen hierzu einschlägige Untersuchungen vor. Auf ihrer Grundlage lassen sich drei Phasen unterscheiden, die innerhalb von hundert Jahren eine radikale Veränderung der »sexual scene for officials in India« herbeiführten (Hyam 1990: 115ff., hier 118). Im größten Teil des 18. Jahrhunderts war es unter höherrangigen Vertretern der *East India Company* gängige Praxis, mit einer indischen Geliebten zusammenzuleben, während bei Angehörigen unterer Schichten (wie den einfachen Soldaten) auch Eheschließungen mit hinduistischen Frauen oder Eurasierinnen geduldet wurden. Von Letzteren erhoffte man sich verschiedene Vorteile für die eigene Expansionspolitik, wie die Sicherung des Nachwuchses für das Militär, aber auch den Erwerb größerer Vertrautheit mit der indigenen Kultur. Ab

7 Vgl. den Eintrag »pale, n. 1 [Draft Revision Dec. 2008]« in der Online-Ausgabe des *Oxford English Dictionary*: <http://dictionary.oed.com/> (05.03.2009), Suchwort »Pale«.

8 Siehe Anm. 7.

den 1790er Jahren änderte sich das Selbstverständnis der Britischen Ostindien-Kompanie grundlegend. Unter Generalgouverneur Charles Cornwallis entstand ein großer Verwaltungsapparat, der die soziale Ungleichheit und Distanz zwischen Briten und Nicht-Briten beförderte. An diesem Punkt lässt sich der Beginn einer zweiten Phase ansetzen, während deren sich die Zahl britisch-indischer Eheschließungen dezimierte. Obgleich solche Eheschließungen für Angehörige der Ostindien-Kompanie ab 1835 sogar offiziell verboten waren, konnte die indische Geliebte (*bibi*) zunächst nicht aus den Haushalten verbannt werden. Dies geschah erst in einer dritten Phase, deren Beginn Hyam in den 1860er Jahren ansetzt und die zu einer regelrechten Tabuisierung ›gemischtrassiger‹ sexueller Beziehungen zumindest in der gesellschaftlichen Elite führte – was gemeinhin auch auf die größere Präsenz britischer Frauen in Indien zurückgeführt wird (vgl. Hyam 1990: 118; Ballhatchet 1980: 5).

Wo zu sexuellen Kontakten mit Inderinnen keine Alternativen bestanden, sollten diese Kontakte zumindest reguliert werden. Für die Bedürfnisse der Soldaten wurde deshalb ein System der kontrollierten Prostitution eingerichtet, das auf die Rotlichtbezirke innerhalb der *cantonments* begrenzt war, um so die Ausbreitung von Geschlechtskrankheiten zu reduzieren (vgl. Hyam 1990: 123ff., sowie v. a. Ballhatchet 1980: Kap. 1-3). Sexuelle Kontakte – und erst recht dauerhafte Beziehungen – mit Inderinnen waren fortan ein Klassen-Merkmal niederer sozialer Schichten. Als solches standen sie im Widerspruch zur dominierenden Vorstellung von ›rassischem‹ und sozialem Prestige.

So verwundert es nicht, wenn Kiplings Erzähler in den oben zitierten Anfangsabsätzen von »Beyond the Pale« das Verhalten des Protagonisten als unanständig und anstößig charakterisiert. Es ist sicherlich kein Zufall, dass die betreffende Figur einen auffallend ›exotischen‹ Namen trägt. Als Familienname rührt ›Trejago‹ von den spätantiken Bewohnern Cornwalls her, deren Sprache – das Kornische – in einer immer kleiner werdenden Gruppe von Muttersprachlern bis ins späte 18. Jahrhundert überlebte. Laut Robert MacDonald legt Kiplings Namenswahl folgende Schlüsse nahe: »The Englishman Trejago [...] is perhaps a Cornishman, a Celt, born outside the pale, the deceiver Jacob, the betrayer Iago« (MacDonald 1986: 416). In jedem Fall ist zu konstatieren, dass Kipling seine Grenzgänger zumeist als marginale Figuren ausweist, die nicht ohne Einschränkungen als Repräsentanten des Zentrums betrachtet werden können, da sie entweder nicht der so-

zialen Elite angehören oder keine prototypischen, ›reinen‹ Engländer sind. So hat beispielsweise der Romanheld Kim – als zweisprachige Übersetzerfigur *par excellence* – einen irischen Vater, O'Hara, und ist »a poor white of the very poorest« (Kipling 1901/1989: 49). Solche peripheren Figuren stehen der Außengrenze der Semiosphäre näher als die anderen, unbeweglichen Charaktere, die in ihren Teilräumen verharren. So auch Trejago. Seine Grenzüberschreitung hat, wie Douglas Kerr anmerkt, nicht nur sexuellen, sondern auch ethnologischen und epistemologischen Charakter (vgl. Kerr 2000: 18): Erst *weiß* er zu viel und dann *sieht* er zu viel (vgl. Kipling 1888/2001: 127) – sein großes Interesse an der indigenen Kultur ist sowohl Ursache als auch Voraussetzung für alle weiteren Entwicklungen.

Bei einer ziellosen Wanderung gerät Trejago zu Beginn der Erzählung in das Herz der Stadt Lahore, wo er in einer Sackgasse über einen Haufen mit Rinderfutter stolpert – als Beginn seines ›Falles‹ –, so das bedeutungsschwangere Anfangsszenario. Als »ein hübsches kleines Lachen« ertönt, stellt er sich unter das vergitterte Fenster der für ihn unsichtbaren Bisesa und rezitiert flüsternd den Vers eines Liebesgedichts aus *Tausend und eine Nacht*, »knowing that, for all practical purposes, the old *Arabian Nights* are good guides« (ebd.: 128). Bisesa ergänzt mit »kleiner Stimme« den nächsten Vers. Es ist folglich die gemeinsame Partizipation an einem transkulturellen Wissen – der Briten und die Inderin kommunizieren im Medium der arabischen Literatur –, das die Entstehung einer Beziehung zwischen beiden Figuren ermöglicht. Diese heimliche Beziehung bringt dem Engländer zunächst »endless delight« (ebd.: 130), sie hat jedoch schwerwiegende Folgen für die junge Inderin, der beide Hände abgehackt werden. Trejago selbst kommt glimpflicher davon. Während seines letzten Besuchs in der Sackgasse, bei dem Bisesa nur ihre Stumpen aus dem Fenster hält, verletzt ihn eine scharfe Waffe am Unterleib, und Trejago trägt ein bleibendes Humpeln davon, welches er, heimgekehrt in den Schoß der respektablen anglo-indischen Gesellschaft, auf einen erfundenen Reitunfall zurückführt. Bisesa hingegen verliert jeglichen Kontakt zur Außenwelt – das vergitterte Fenster vor ihrem Zimmer wird zugemauert.

Hätte Trejago nicht so viel gewusst, wäre all dies nie geschehen, suggeriert Kiplings Erzähler mit autoritärer Penetranz. Trejago ist nämlich nicht bloß in der Lage, das besagte Gedicht »in the Vernacular« wiederzugeben, er weiß auch »[how] men in the East [...] make

love« (ebd.: 129). Vor allem aber kann er den *object-letter* seiner späteren Geliebten dechiffrieren, ein Paket, das Gegenstände mit einer spezifischen, kulturell kodierten Bedeutung enthält und ihn auffordert, um elf Uhr abends an den Ort der ersten Begegnung wiederzukehren. Spätestens an dieser Stelle offenbart sich in der didaktischen Lektion des Textes ein performativer Widerspruch: »No Englishman should be able to translate object-letters« (ebd.: 128), mahnt der Erzähler in einem seiner belehrenden Zwischenkommentare – nur um sogleich eine ausführliche Erläuterung des Briefes anzufügen. Ganz offenkundig hat er selbst die Regel missachtet, deren Bedeutung er am Beispiel seiner Figur exemplarisch darlegen will. Denn trotz seiner Allwissenheit bleibt Kiplings Erzähler als eine konkrete *persona* erkennbar, die als Mitglied der weißen anglo-indischen Gesellschaftsschicht für diese spricht. Und er verfügt paradoxerweise über genau jenes Wissen, welches laut der Moral seiner Geschichte zu einem fatalen Ergebnis führt – ja führen *muss*.⁹ So entpuppt sich der Erzähler seinerseits als eine grenzgehende Figur. Und auch der Text selbst überschreitet kulturelle Grenzen. Ihm ist ein hinduistisches Sprichwort vorangestellt, das – in Gestalt des Kastensystems – gewissermaßen eine indigene Entsprechung für die imperiale Grenzziehung zwischen den ›Rassen‹ liefert, auf welche die Erzählung so großes Gewicht legt: »Love heeds not caste nor sleep a broken bed. I went in search of love and lost myself« (ebd.: 127). Darüber hinaus erscheinen im Text verschiedene indische Bezeichnungen für Orte und Dinge, die zwar kursiv gedruckt und somit typographisch abgehoben sind, aber zumeist unübersetzt bleiben und sich so mit dem Englischen vermischen. Dabei ist »Beyond the Pale« unverkennbar an den Texttyp Märchen angelehnt; es handelt sich gleichsam um eine imperiale Fortschreibung von *Tausend und eine Nacht*, wie nicht nur der ausführlich zitierte »Love Song of Har Dyal« als Intertext unterstreicht, sondern auch verschiedene Märchenmotive verdeutlichen.

9 An anderer Stelle kommentiert er: »Much that is written about Oriental passion and impulsiveness is exaggerated and compiled at second-hand, but a little of it is true« (ebd.: 131). Wiedrum übersieht der Erzähler die Implikationen, die diese Aussage in Bezug auf seine eigene Vertrautheit mit ›orientalischer‹ Leidenschaftlichkeit hat: Er beansprucht für sich *first-hand knowledge*.

Kiplings Erzählung ist also ihres Zeichens eine Übersetzungsleistung, von der Peripherie einer Semiosphäre. Als solche ist sie gekennzeichnet von einer irreduziblen Ambivalenz. Die räumliche Segregation der Kulturen, für die sie einerseits plädiert, entlarvt sie andererseits als gar nicht (wieder-)herstellbar. Mithilfe einer Kombination aus Lotmans erzähltheoretischen und kultursemiotischen Modellen (die sich ohnehin vielfach überlagern), lässt sich dies wie folgt reformulieren: Zwischen Anglo-Indern und Indern zieht nur der kulturelle Text des britischen Imperialismus eine klare Grenzlinie; im konkreten, subjektiven Erzählwerk mag diese Grenzlinie zwar noch erkennbar sein – vertreten durch die, wenn auch nicht ungebrochene, autoritäre Position des Erzählers –, sie wird aber sowohl auf der Ebene des Inhalts als auch auf derjenigen der Form in Frage gestellt. Davon unbetroffen bleibt das Machtgefälle zwischen Zentrum und Peripherie, das in Lotmans hilfreichen Modellen insgesamt zu wenig Berücksichtigung findet. Denn die Grenzüberschreitung erscheint bei Kipling als ein exklusives Privileg britischer Männer, und sie führt keineswegs einen Gegenentwurf zur imperialen Grenzziehung herbei. Im Gegenteil muss Bisesa bereits vor der körperlichen Bestrafung durch ihre Verwandtschaft erkennen: »[I]t is not good that I should have made you dearer than my own heart to me, *Sahib*. You are an Englishman. I am only a black girl [...] and the widow of a black man« (ebd.: 131). Auch in der Kontaktzone der Peripherie ist die imaginative Geographie des Imperialismus intakt, das Verhältnis zwischen Terjago und Bisesa bleibt asymmetrisch.

So sehr die auf inhaltlicher Ebene beschriebene Grenzgängerei des Protagonisten eine Herausforderung für die in räumlichen Kategorien beschreibbare gesellschaftliche Ordnung Britisch-Indiens darstellt und so sehr Kiplings Text in seiner Hybridität selbst einen Bruch mit etablierten sprachlichen und literarischen Ordnungen konstituiert – so wenig wird dabei das ›Weltbild‹ mit seinen Grenzsetzungen grundsätzlich außer Kraft gesetzt.¹⁰ Als Voraussetzung für Kiplings literari-

10 Vgl. die entsprechende Beobachtung Benita Parrys: »In a territory signalled in the titles – ›Beyond the pale‹, ›Without benefit of clergy‹, ›On the city wall‹ – and which is literally out of bounds to the English in colonial conditions, the frontiers drawn up by the imperial power can be crossed without endangering the relationship dependent on the policing of borders. This liminal space thus neither constitutes a zone liberated from the Raj,

ches Überschreitungsszenario kommt ihm vielmehr fundamentale Bedeutung zu. Bloß angedeutet wird in der Erzählung, dass der von Trejago überschrittenen britischen Grenzziehung eine indigene, hinduistische Grenzziehung korrespondiert, die Bisesa einer noch sehr viel rigideren Verhaltensnorm unterwirft (und sie auf einen ungleich kleineren Teilraum beschränkt). Ihr Onkel, der diese Norm verteidigt, tritt nie persönlich in Erscheinung, wie überhaupt die Position der ›Gegenseite‹ ein weitgehend ungelöstes Rätsel bleibt. Der Titel eines Gründungstextes der postkolonialen Theorie lautet: »Can the Subaltern Speak?« (Spivak 1988/1994). Für Kiplings Erzählung ist diese Frage klar zu verneinen. Die kindliche Hindu-Witwe Bisesa bleibt – als Repräsentantin der anderen Kultur – ein Fantasiegeschöpf des britischen Autors, in dem sich stereotype Vorstellungen sowohl über das hinduistische als auch über das muslimische Andere Indiens vermischen. Die Übersetzungsleistung des Textes ist diejenige eines britischen Autors, der an Stelle der kolonisierten Inder spricht. Das Machtgefälle zwischen Zentrum und Peripherie bleibt in Lotmans Modellen weitgehend unausgesprochen. Wie das Beispiel der *Plain Tales from the Hills* zeigt, haben diese Modelle dennoch großen heuristischen Wert. Zudem sind sie flexibel genug, um mit anderen raumbezogenen Ansätzen und Konzepten ergänzt zu werden.

LITERATUR

- Alexandrov, Vladimir E. (2000): »Biology, Semiosis, and Cultural Difference in Lotman's Semiosphere«, in: *Comparative Literature* 52.4, S. 339-362.
- Bachmann-Medick, Doris (2006): »Spatial turn«, in: Dies., *Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*, Reinbek bei Hamburg, S. 284-328.

nor is the positioning of master/native displaced. Instead it is construed as a peripheral district licensed by the centre for the episodic transgression of colonialist interdicts. The movement between the languages of Law and Desire, the one enunciating the light of Anglo-India, the other the dark of India, reinstalls the chasm even as the protagonists from across the divide meet in intimacy« (Parry 1988: 59).

- Bachtin, Michail (1934–35/1973): »Das Wort im Roman«, in: Ders., Die Ästhetik des Wortes, hg. v. Rainer Grübel, übers. v. Rainer Grübel u. Sabine Reese, Frankfurt a. M., 1979, S. 154-300.
- Ballhatchet, Kenneth (1980): Race, Sex and Class under the Raj. Imperial Attitudes and Policies and Their Critics, 1793–1905, London.
- Bauer, Markus/Rahn, Thomas (Hg.) (1997): Die Grenze. Begriff und Inszenierung, Berlin.
- Benthien, Claudia/Krüger-Fürhoff, Irmela Marei (Hg.) (1999): Über Grenzen. Limitation und Transgression in Literatur und Ästhetik, Stuttgart/Weimar.
- Bhabha, Homi K. (1994): The Location of Culture, London/New York.
- Bitterli, Urs (²1976/1991): Die ›Wilden‹ und die ›Zivilisierten‹. Grundzüge einer Geistes- und Kulturgeschichte der europäisch-überseeischen Begegnung, München.
- Collingham, E.M. (2001): Imperial Bodies. The Physical Experience of the Raj, c. 1800–1947, Cambridge.
- Döring, Jörg/Thielmann, Tristan (2008): »Einleitung. Was lesen wir im Raume? Der Spatial Turn und das geheime Wissen der Geographen«, in: Dies. (Hg.), Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften, Bielefeld, S. 7-45.
- Dünne, Jörg/Günzel, Stephan (Hg.) (2006): Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften, Frankfurt a. M.
- Ebert, Christa (2002): »Kultursemiotik am Scheideweg. Leistungen und Grenzen des dualistischen Kulturmodells von Lotman/Uspenskij«, in: Forum für osteuropäische Ideen- und Zeitgeschichte 6.2, S. 53-76.
- Faber, Richard/Naumann, Barbara (Hg.) (1995): Literatur der Grenze – Theorie der Grenze, Würzburg.
- Fludernik, Monika (1999): »Grenze und Grenzgänger: Topologische Etuden«, in: Monika Fludernik/Hans-Joachim Gehrke (Hg.), Grenzgänger zwischen Kulturen, Würzburg, S. 99-108.
- Foucault, Michel (¹¹1961/1995): Wahnsinn und Gesellschaft. Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft, übers. von Ulrich Köppen, Frankfurt a. M.
- Frank, Michael C. (2006): Kulturelle Einflussangst. Inszenierungen der Grenze in der Reiseliteratur des 19. Jahrhunderts, Bielefeld.

- (2008): »Transdifferenz« und Dekonstruktion«, in: Lars Allolio-Näcke/Britta Kalscheuer (Hg.), Kulturelle Differenzen begreifen. Das Konzept der Transdifferenz aus interdisziplinärer Sicht, Frankfurt a. M./New York, S. 59-78.
- (2009): »Die Literaturwissenschaften und der *spatial turn*: Ansätze bei Jurij Lotman und Michail Bachtin«, in: Wolfgang Hallet/Birgit Neumann (Hg.), Raum und Bewegung in der Literatur. Die Literaturwissenschaften und der Spatial Turn, Bielefeld, S. 53-80.
- Görner, Rüdiger/Kirkbright, Suzanne (Hg.) (1999): Nachdenken über Grenzen, München.
- Günzel, Stephan (2007): »Raum. Topographie. Topologie«, in: Ders. (Hg.), Topologie. Zur Raumbeschreibung in den Kultur- und Medienwissenschaften, Bielefeld, S. 13-29.
- Henderson, Mae G. (Hg.) (1995): Borders, Boundaries, and Frames. Essays in Cultural Criticism and Cultural Studies, London/New York.
- Hulme, Peter (1986): Colonial Encounters. Europe and the Native Caribbean, 1492–1797, London/New York.
- Hyam, Ronald (1990): »The Sexual Life of the Raj«, in: Ders., Empire and Sexuality. The British Experience, Manchester/New York, S. 115-136.
- Kennedy, Dane (1996): The Magic Mountains. Hill Stations and the British Raj, Berkeley u. a.
- Kerr, Douglas (2000): »Three Ways of Going Wrong: Kipling, Conrad, Coetzee«, in: The Modern Language Review 95.1, S. 18-27.
- King, Anthony D. (1976): Colonial Urban Development. Culture, Social Power and Environment, London u. a.
- Kipling, Rudyard (1888/2001): Plain Tales from the Hills, hg. v. Andrew Rutherford, Oxford/New York.
- (1901/1989), Kim, hg. v. Edward Said, London.
- Lotman, Jurij M. (1968/1974): »Das Problem des künstlerischen Raums in Gogol's Prosa«, in: Ders., Aufsätze zur Theorie und Methodologie der Literatur und Kunst, hg. v. Karl Eimermacher, übers. v. Karl Eimermacher u. a., Kronberg Ts., S. 200-271.
- (1969/1974): »Zur Metasprache typologischer Kultur-Beschreibungen«, in: Ders., Aufsätze zur Theorie und Methodologie der Literatur und Kunst, hg. v. Karl Eimermacher, übers. v. Karl Eimermacher u. a., Kronberg Ts., S. 338-377.

- (1970/1993): *Die Struktur literarischer Texte*, übers. v. Rolf-Dietrich Keil, München.
- (1984/1990): »Über die Semiosphäre«, übers. v. Wolfgang Eismann u. Roland Posner, in: *Zeitschrift für Semiotik* 12.4, S. 287-305.
- (1990): »The Semiosphere«, in: Ders., *Universe of the Mind. A Semiotic Theory of Culture*, übers. v. A. Shukman, mit einer Einleitung v. Umberto Eco, London/New York, S. 121-214.
- Löw, Martina (2001): *Raumsoziologie*, Frankfurt a. M.
- MacDonald, Robert H. (1986): »Discourse and Ideology in Kipling's ›Beyond the Pale‹«, in: *Studies in Short Fiction* 23.4, S. 413-418.
- Mandelker, Amy (1994): »Semiotizing the Sphere. Organicist Theory in Lotman, Bakhtin, and Vernadsky«, in: *PMLA* 109.3, S. 385-396.
- Martinez, Matias/Scheffel, Michael (1997/2007): »Jurij M. Lotmans Raumsemantik«, in: Dies., *Einführung in die Erzähltheorie*, 7. Aufl., München, S. 140-144.
- McBratney, John (1990): »Lovers Beyond the Pale: Images of Indian Women in Kipling's Tales of Miscegenation«, in: *Essays in the Socio-Historical Dimensions of Literature* 8.1, S. 17-36.
- Metcalf, Barbara D./Metcalf, Thomas R. (2002): *A Concise History of India*, Cambridge/New York.
- Morris, Jan (1983/1986), *Stones of Empire. The Buildings of the Raj*, Oxford/New York.
- Osterhammel, Jürgen (1997): »Edward W. Said und die ›Orientalismus‹-Debatte. Ein Rückblick«, in: *Asien, Afrika, Lateinamerika* 25, S. 597-607.
- (1998): »Die Wiederkehr des Raumes: Geopolitik, Geohistorie und historische Geographie«, in: *Neue Politische Literatur* 43.3, S. 374-397.
- (2001): »Kulturelle Grenzen in der Expansion Europas«, in: Ders., *Geschichtswissenschaft jenseits des Nationalstaats. Studien zu Beziehungsgeschichte und Zivilisationsvergleich*, Göttingen, S. 203-239.
- Parry, Benita (1988): »The Content and Discontents of Kipling's Imperialism«, in: *New Formations* 6, S. 49-63.
- Pratt, Mary Louise (1992): »Introduction. Criticism in the Contact Zone«, in: Dies., *Imperial Eyes. Travel Writing and Transculturation*, London/New York, S. 1-11.

- Ruhe, Cornelia (2004): *La cité des poètes. Interkulturalität und urbaner Raum*, Würzburg.
- Rutherford, Andrew (1987/2001), »Introduction«, in: Rudyard Kipling, *Plain Tales from the Hills*, hg. v. Andrew Rutherford, Oxford/New York.
- Said, Edward W. (1978/1995): *Orientalism. Western Conceptions of the Orient*, London.
- (1983): »Traveling Theory«, in: Ders., *The World, the Text, and the Critic*, Cambridge, MA, S. 226-247.
- Sasse, Sylvia (2009): »Literaturwissenschaft«, in: Stephan Günzel (Hg.), *Raumwissenschaften*, Frankfurt a. M., S. 225-241.
- Schlögel, Karl (2003): *Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik*, München/Wien.
- Soja, Edward W. (1989): *Postmodern Geographies. The Reassertion of Space in Critical Social Theory*, London/New York.
- (1996): *Thirdspace. Journeys to Los Angeles and Other Real-and-Imagined Places*, Cambridge, MA/Oxford.
- Spivak, Gayatri Chakravorty (1988/1994): »Can the Subaltern Speak?«, in: Patrick Williams/Laura Chrisman (Hg.), *Colonial Discourse and Post-Colonial Theory. A Reader*, New York, S. 66-111.
- Tuan, Yi-Fu Tuan (1973/1977): *Space and Place. The Perspective of Experience*, Minneapolis, MN.
- Turner, Frederick Jackson (1893/1962): »The Significance of the Frontier in American History«, in: Ders., *The Frontier in American History*, New York, S. 1-38.
- Warf, Barney/Arias, Santa (Hg.) (2008): »Introduction: The Reinsertion of Space in the Humanities and Social Sciences«, in: Dies. (Hg.), *The Spatial Turn. Interdisciplinary Perspectives*, London/New York, S. 1-10.
- Weigel, Sigrid (2002): »Zum »topographical turn«. Kartographie, Topographie und Raumkonzepte in den Kulturwissenschaften«, in: *KulturPoetik* 2.2, S. 151-165.
- Zapf, Harald (2002): *Dekonstruktion des Reinen. Hybridität und ihre Manifestationen im Werk von Ishmael Reed*, Würzburg.